

Warum der Mensch nicht zum
Glücklichsein geboren ist

VOM SCHLECHTEN DES GUTEN

Detlef Fetchenhauer / Dominik H. Enste

Warum der Mensch nicht zum Glücklichsein geboren ist

VOM SCHLECHTEN DES GUTEN

Detlef Fetchenhauer / Dominik H. Enste

	Vorwort	2
1	Alles wird besser	3
1.1	Wohlstand	3
1.2	Lebenserwartung und Gesundheit	5
1.3	Sicherheit und Demokratie	6
1.4	Die Entwicklung in der Dritten Welt	6
1.5	Umwelt	7
1.6	Die Menschen werden nicht glücklicher	8
2	Warum werden wir nicht glücklicher?	10
2.1	Darwins Evolutionstheorie	10
2.2	Was hat menschliches Verhalten mit Evolution zu tun?	11
2.3	Das Leben als hedonische Treitmühle	13
2.4	Sozialer Status und Wohlbefinden	15
2.5	Globalisierung und soziale Vergleichsprozesse	16
2.6	Die Qual der Wahl	17
2.7	Das Problem der Selbstkontrolle	19
2.8	Von Katastrophe zu Katastrophe: „Bad news are good news“	21
3	Fazit	23
	Literatur	24
	Die Autoren	28

Vorwort



Warum sind die Menschen in den entwickelten Industrieländern in den letzten Jahrzehnten kaum glücklicher geworden, obwohl sich deren objektiven Lebensumstände deutlich verbessert haben? Mit der Beantwortung dieser Frage aus evolutionspsychologischer Sicht setzt das Roman Herzog Institut (RHI) den Auftakt zu seinem Schwerpunktthema „Wachstum, Wohlstand, Wohlbefinden“.

Detlef Fetchenhauer und Dominik H. Enste stellen in der vorliegenden RHI-Diskussion die These auf, dass wir Menschen nicht dazu geschaffen sind, dauerhaft glücklich zu sein. Emotionen wie Glück und Zufriedenheit seien keine Ziele an sich, sondern dienen nur zur Orientierung, um festzulegen, welche Ziele wir verfolgen sollten.

Weiterhin führen die Autoren an, dass ein hoher sozialer Status zwar einen positiven Einfluss auf unsere Lebenszufriedenheit hat. Da der Status aber immer relativ zu anderen gemessen wird, erhöht der absolute Wohlstandszuwachs einer Nation nicht zwangsläufig das Wohlbefinden seiner Bürger. Überraschend ist auch das Argument, dass die Menschen in den modernen Gesellschaften nicht daran gewöhnt seien, die vielen Nachrichten aus den

modernen Medien zu verarbeiten. Während früher die Beachtung von negativen Nachrichten überlebensnotwendig war, führe heute die Überflutung mit Krisenmeldungen dazu, dass die Menschen trotz objektiv besserer Umstände die Welt als schlechter und gefährlicher einschätzten.

Mit dieser Publikation bietet das RHI eine evolutionspsychologische Grundlage für die in den Jahren 2012 und 2013 folgende Debatte, in welcher Wege zu mehr Lebensqualität durch politische und gesellschaftliche Weichenstellungen erörtert werden.



Prof. Randolph Rodenstock
Vorstandsvorsitzender
des Roman Herzog Instituts e. V.

Alles wird besser

Das Leben in den entwickelten Industrienationen ist von einem noch nie da gewesenen Wohlstand geprägt. Wir leben deutlich länger, sind dabei viel gesünder und finden zumindest in unserer unmittelbaren Umgebung auch eine sehr viel intaktere Umwelt vor als noch vor wenigen Jahrzehnten. Trotzdem sind wir in den vergangenen Jahrzehnten – wenn überhaupt – nur marginal glücklicher und zufriedener geworden (Veenhoven/Hagerty, 2006; Easterlin, 2001; Easterlin/Angelescu, 2009; Frey/Stutzer, 2010). Wie kommt es, dass all diese positiven Entwicklungen uns nicht glücklicher werden lassen? In der vorliegenden RHI-Publikation werden die Kernthesen, die in verschiedenen Vorträgen der Autoren entwickelt wurden, erstmals in einem Beitrag zusammenfassend dargestellt. Zunächst wird dargelegt, dass sich die objektiven Lebensbedingungen des modernen Menschen in den letzten Jahrzehnten in vielfältiger Weise verbessert haben, diese Verbesserungen aber die durchschnittliche Lebenszufriedenheit der Menschen in den

westlichen Industrienationen kaum erhöht haben. Im Anschluss an diesen Befund wird gezeigt, wie dieses Paradoxon durch den Rekurs auf evolutionspsychologische Grundannahmen über die *Conditio humana* erklärt werden kann – und es damit nicht mehr so überraschend ist. Vielleicht wirken diese Erkenntnisse mit Blick auf das Streben nach Glück für den einen oder anderen Leser auch entlastend.

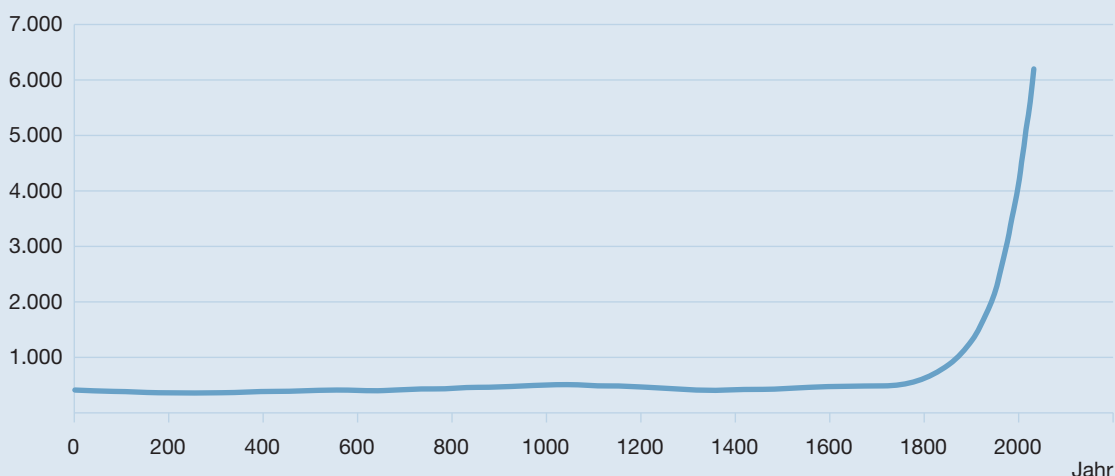
1.1 Wohlstand

Die jüngsten Krisen in diesem noch jungen 21. Jahrhundert – von der Dotcom-Krise mit der Internetblase über den Einbruch der Weltwirtschaft im Zuge des 11. September 2001 und die Finanzmarktkrise mit der Immobilienblase im Jahr 2007 bis hin zur aktuellen Staatsschuldenkrise in Europa mit befürchteten dramatischen Auswirkungen für die Weltwirtschaft – dienen immer wieder als Beispiele für die Gefahren, die den Wohlstand bedrohen. In der Tat hat die Volatilität an den Aktien- und mittlerweile auch an den Anleihemärkten im Vergleich zu früher zugenommen, und das auf sehr viel höherem Niveau als zuvor.

Weltweite Entwicklung des materiellen Wohlstands

Abbildung 1

Bruttoinlandsprodukt je Einwohner seit Christi Geburt, in US-Dollar (Kaufkraft von 1990)



Quelle: De Long, 2000

Vermögensverluste für den Einzelnen haben mitunter drastische Konsequenzen, allerdings ist langfristig ein Sinken des Wohlstandsniveaus kaum zu befürchten. Dies wird deutlich, wenn man die Entwicklung der Pro-Kopf-Einkommen in der Welt in den vergangenen 2.000 Jahren betrachtet (De Long, 2000).

Bis zum Ende des 18. Jahrhunderts betrug das durchschnittliche Pro-Kopf-Einkommen pro Jahr weniger als 1.000 US-Dollar (Abbildung 1). Seit der industriellen Revolution steigt der Wohlstand kontinuierlich und exponentiell an. Vom Beginn des 19. bis zum Ende des 20. Jahrhunderts veracht-fachte sich das durchschnittliche Pro-Kopf-Ein-kommen der Menschen (Maddison, 2006). Dieser Wohlstand verteilte sich jedoch nicht gleichmäßig über den Globus. Während sich beispielsweise das Pro-Kopf-Einkommen in Afrika verdreifachte, stieg das Pro-Kopf-Einkommen in Nordamerika um den Faktor 22 und in Westeuropa um den Faktor 15 an (Maddison, 2006).

Einige Beispiele mögen verdeutlichen, was diese abstrakten Zahlen für die Veränderung der Lebens-verhältnisse der Menschen in Deutschland in den vergangenen Jahrzehnten bedeutet haben. Im Jahr 1968 standen für jeden Bundesbürger umgerech-net 23,8 Quadratmeter Wohnfläche zur Verfügung. Im Jahr 2002 waren dies 42,2 Quadratmeter und damit fast doppelt so viel (Statistisches Bundesamt, 1968; 2002). Im Jahr 1968 hatte nur eine Minderheit (32,4 Prozent) aller Wohnungen in Deutschland eine Zentralheizung. Im Jahr 2002 waren dies bereits 90,8 Prozent und es ist abzusehen, dass in mittlerer Zukunft jeder Deutsche über eine Zentralheizung ver-fügen wird (Statistisches Bundesamt, 1968; 2002). Vor rund 50 Jahren fuhren auf Deutschlands Straßen 1,75 Millionen Pkws, Anfang 2011 waren es mit 42 Millionen Pkws in etwa 24-mal so viele (Kraft-fahrtbundesamt, 2006; 2011). Während also vor 50 Jahren nur eine kleine Minderheit der Deutschen über ein eigenes Auto verfügte, ist diese Form der individuellen Mobilität heute für die Mehrheit aller



Bürger Normalität. Das Bruttoinlandsprodukt pro Kopf hat sich seit dem Jahr 1950 von umgerechnet 5.000 Euro auf über 30.000 Euro versechsfacht – und zwar real, das heißt, Preissteigerungen sind dabei herausgerechnet. Die realen Stundenlöhne in der Industrie haben sich im selben Zeitraum sogar verzwanzigfacht. An der Kaufkraft je Lohnminute lässt sich dies veranschaulichen: Für einen Liter Bier musste man 1950 noch rund eine Stunde arbeiten, heute nur noch sechs Minuten.

Zudem nutzen Menschen inzwischen nahezu selbstverständlich technologische Innovationen, die erst seit wenigen Jahren oder Jahrzehnten zur Verfügung stehen. Beispiele hierfür sind Computer, Digitalkameras, Internet oder Mobiltelefone. Mit nur geringer Übertreibung ließe sich behaupten: Der Durchschnittsdeutsche heute lebt besser als ein König im Mittelalter! Ein König hatte schlechteres Essen, schlechteren Wein und keine Zentralheizung. Es war mühsamer, sich fortzubewegen (in einer rumpelnden königlichen Kutsche statt in einem modernen VW Golf). Es gab kein Fernsehen und kein Telefon und Besuche bei anderen Herrschern waren sehr beschwerlich. Heute hingegen sind Reisen in ferne Länder Bestandteil des deutschen Alltags. Im Jahr 2010 traten mehr als 70 Millionen Passagiere von deutschen Flughäfen auf eine Flugreise an, davon flogen knapp 17 Millionen zu Zielen außerhalb Europas (Statistisches Bundesamt, 2010).

1.2 Lebenserwartung und Gesundheit

Nun mag man gegen diese Zahlen einwenden, dass sie lediglich eine Zunahme des materiellen Wohlstands in Deutschland anzeigen und dass andere Aspekte des Lebens sehr viel wichtiger seien. Alternative Indikatoren sind die Lebenserwartung und der Gesundheitszustand der Deutschen. Doch auch hier gibt es nur Positives zu berichten. Die Lebenserwartung von Neugeborenen hat in den letzten 40 Jahren um rund zehn Jahre zugenommen. Die Lebenserwartung von 40-Jährigen ist im selben Zeitraum um rund sieben Jahre gestiegen. Und während

ein 70-jähriger Mann im Jahr 1971 noch ungefähr neun Jahre zu leben hatte, sind es inzwischen fast 14 Jahre (Statistisches Bundesamt, 2011b).

Wenngleich diese Durchschnittswerte abstrakt anmuten, drücken die Zahlen doch aus, dass die Zeit, die dem Einzelnen auf dieser Erde gegeben ist, (im Durchschnitt!) zugenommen hat und auch weiterhin zunimmt. Auch wenn es nach wie vor einen Zusammenhang zwischen Status, Bildung und Lebenserwartung gibt, leben Menschen aus allen Schichten heute länger als Könige und Herrscher vor 100 Jahren.

Ein Einwand, dem man in diesem Kontext häufig begegnet, lautet, dass länger zu leben vor allem bedeutet, länger krank zu sein. Dieser Einwand erweist sich bei näherer Analyse als falsch. In den letzten Jahren haben die Heilungs- und Überlebenschancen bei einer Vielzahl schwerer Krankheiten erheblich zugenommen. Einige Einzelbeispiele sollen dies bebildern. So ist die krebsbedingte Mortalität zwischen 1980 und 2010 um rund 20 Prozent zurückgegangen, obwohl die Zahl der Neuerkrankungen bei Frauen im selben Zeitraum um rund 35 Prozent und bei Männern um rund 80 Prozent angestiegen ist (Robert-Koch-Institut, 2010a; 2010b; 2011). Ein großer Erfolg lässt sich auch bei der Bekämpfung von HIV und Aids beobachten. Die Zahl der durch Aids bedingten Todesfälle in der Bundesrepublik hat sich von rund 2.400 pro Jahr Mitte der 1990er Jahre um fast 70 Prozent auf heute rund 550 Todesfälle pro Jahr zurückentwickelt (Robert-Koch-Institut, 2011). Dank hochwirksamer antiretroviraler Kombinationstherapien hat in Deutschland ein HIV-Infizierter inzwischen eine annähernd normale Lebenserwartung (Marcus, 2006). Zusammengefasst lässt sich beobachten, dass mit zunehmendem Wohlstand und steigender Lebenserwartung der Gesundheitszustand der Menschen keineswegs schlechter, sondern vielmehr deutlich besser wird.

Die Weltgesundheitsorganisation berichtet im Rahmen des World Health Reports auch über die „Healthy Life Expectancy“ (WHO, 2009). Dies ist der

Teil des Lebens, den ein Mensch durchschnittlich bei voller Gesundheit ist. Demnach beträgt nach heutigem Entwicklungsstand die Lebenserwartung in einem Entwicklungsland 57 Jahre, wovon acht Jahre oder rund 14 Prozent dieser Lebenszeit nicht bei voller Gesundheit verbracht werden. In den westlichen Industrienationen liegt die Lebenserwartung zurzeit bei rund 80 Jahren, wovon zehn Jahre oder 12,5 Prozent nicht bei voller Gesundheit verbracht werden. Im Vergleich zu einem Entwicklungsland sind Menschen in Industrienationen somit einen geringeren Teil ihres Lebens krank, obwohl sie 23 Jahre länger leben.

1.3 Sicherheit und Demokratie

Weitere positive Veränderungen sind bei der inneren und äußeren Sicherheit der entwickelten Industrienationen sowie bei der Weltsicherheitslage insgesamt zu verzeichnen. Dies spiegelt sich besonders in der Bundesrepublik Deutschland wider. Bis zum Jahr 1989 war Deutschland ein geteiltes Land und an der innerdeutschen Grenze standen sich Truppen der NATO und des Warschauer Pakts alarmbereit gegenüber. Im Jahr 1979 schrieb der Physiker und Philosoph Carl Friedrich von Weizsäcker ein Buch mit dem Titel „Wege in der Gefahr“, in dem er zu der Einschätzung kam, ein dritter Weltkrieg sei zwar nicht unvermeidlich, aber wahrscheinlich.

Auch heute ist die Welt kein friedlicher Ort und auch heute noch sterben Tausende von Menschen in bewaffneten Auseinandersetzungen. Dennoch bleibt festzuhalten, dass ein dritter Weltkrieg heute sehr viel unwahrscheinlicher ist als noch vor 20 Jahren. Stattdessen sind nach dem Zusammenbruch des Warschauer Pakts in Europa eine ganze Reihe vitaler und anscheinend stabiler Demokratien entstanden. Zwar haben sich die Überzeugungen von Francis Fukuyama (1992), der schon von einem absehbaren „Ende der Geschichte“ durch freiheitliche Demokratien in allen Ländern der Welt sprach, als verfrüht erwiesen. Doch zumindest in Europa gab es noch nie so viel Demokratie und Freiheit wie heute.

Zudem hat sich die innere Sicherheit für die Menschen in Deutschland verbessert. Die innenpolitische Lage in Deutschland ist seit Jahren außerordentlich stabil, politische Auseinandersetzungen haben im Vergleich zu den 1970er oder 1980er Jahren erheblich an Schärfe verloren. Aller politischen Rhetorik zum Trotz: Der Konsens der im Deutschen Bundestag vertretenen Parteien ist ausgesprochen groß. Selbst Parteien wie CDU, CSU und die Grünen, die sich noch vor zehn Jahren aus weltanschaulichen Gründen erbittert bekämpft haben, bilden mittlerweile Regierungskoalitionen. Und bei radikalen Tendenzen im politischen Raum herrscht historisch bedingt eine große Sensibilität.

All dies zeigt: Die innere und äußere Stabilität in Deutschland ist ausgesprochen hoch. Die Demokratie und die Menschenrechte in Deutschland sind nicht gefährdet und der politische Konsens und die Stabilität in Deutschland dürften kaum zu erschüttern sein. Im Übrigen: Gegenüber der Welt unserer Vorfahren erscheint selbst das blutgetränkte 20. Jahrhundert als vergleichsweise harmlos. Eines gewaltsamen Todes bei weltweiten Kriegseinsätzen und durch Kriminalität im Heimatland sind vom Jahr 1900 bis zum Jahr 2000 weniger als 1 Prozent der männlichen Bevölkerung der USA und Westeuropas gestorben – inklusive zweier Weltkriege und Völkermorde wie dem Holocaust (Pinker, 2011). Das ist ein enormer Blutzoll. Lässt man das Entsetzen und das Unverständnis über diese schrecklichen Taten und deren weltgeschichtliche Dimension kurz außer Acht und betrachtet lediglich die relativen Zahlen, so sind anteilig sehr viel weniger Menschen als in Jäger- und Sammlergesellschaften gewaltsam ums Leben gekommen. In diesen fielen zwischen 10 Prozent und 50 Prozent der Gewalt ihrer Mitmenschen zum Opfer (Keeley, 1996).

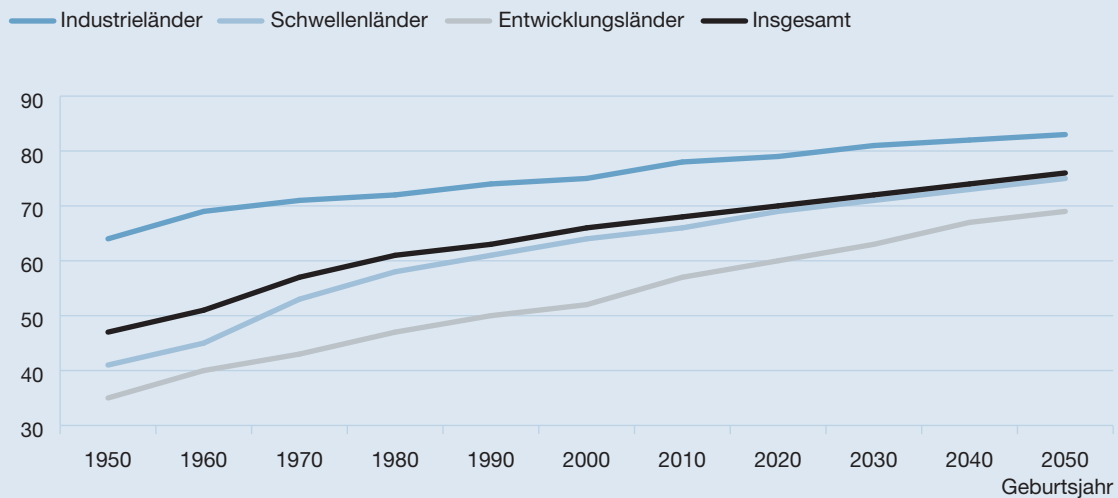
1.4 Die Entwicklung in der Dritten Welt

Die Entwicklung des Wohlstands hat sich in den verschiedenen Regionen der Erde sehr unterschiedlich vollzogen. Viele Menschen in Entwicklungsländern,

Weltweite Entwicklung der Lebenserwartung

Abbildung 2

Lebenserwartung in Jahren bei Geburt im Jahr ...



Quelle: UN Population Division, 2009; 2011

vor allem in Afrika und in einigen asiatischen Ländern, sind nach wie vor unvorstellbar arm. Dennoch ist auch hier die Entwicklung insgesamt durchaus positiv. Während im Jahr 1971 noch 964 Millionen Menschen in den Entwicklungsländern der Welt unterernährt waren, ist diese Zahl inzwischen um 39 Millionen auf 925 Millionen Unterernährte zurückgegangen (FAO, 2010).

Gleichzeitig hat die Weltbevölkerung gemäß Schätzungen der Vereinten Nationen (UN) im selben Zeitraum um mehr als drei Milliarden Menschen zugenommen, von 3,7 Milliarden Menschen im Jahr 1970 auf 6,9 Milliarden Menschen im Jahr 2010 (UN Population Division, 2011). Während 1971 noch mehr als jeder Vierte auf der Welt chronisch unterernährt war, hat sich dieser Anteil halbiert, sodass dies im Jahr 2009 nur noch für rund jeden Achten zutrif. Ähnlich erfreulich hat sich die Lebenserwartung in der Dritten Welt entwickelt, wenn auch mit starken regionalen Schwankungen. Insgesamt zeigt sich jedoch ein klar positiver Trend, der sich auch in Zukunft fortsetzen wird (Abbildung 2).

Ein Beispiel: Während in China die Lebenserwartung bei Geburt im Jahr 1950 bei rund 41 Jahren lag, beträgt sie heute 74 Jahre (UN Population Division, 2011). Dies bedeutet eine Zunahme der Lebenserwartung um fast 80 Prozent innerhalb von drei Generationen.

1.5 Umwelt

Viele Menschen glauben, dass wir uns den derzeitigen Wohlstand nur leisten können, weil wir auf Kosten unserer Umwelt leben – wofür zukünftige Generationen irgendwann bitter bezahlen müssen. An dieser Stelle kann nicht erschöpfend diskutiert werden, ob sich die Bedrohung der Umwelt in den letzten Jahren verschärft hat oder nicht. Dennoch stimmen Fachleute keineswegs darin überein, dass die Lage insgesamt schlechter geworden ist (Ridley, 2011). Zwar besteht weitgehend Einigkeit darüber, dass die Erde sich durch den Ausstoß von Kohlendioxid signifikant erwärmt hat und auch in Zukunft erwärmen wird (Kerr, 2006; Karl et al., 2006;

Vinnikov/Grody, 2003). Zugleich haben jedoch die Bemühungen zum Schutz der Umwelt und besonders des Klimas in den vergangenen Jahrzehnten stark zugenommen. Wenngleich die Wirksamkeit neuer internationaler Klimaschutzverträge umstritten ist, kann allein deren Bestehen als Beleg für einen Prozess der Wandlung angesehen werden. Brasilien, China, Deutschland, Spanien und die USA sind die größten Investoren in erneuerbare Energien (Ren21, 2010). Die Investitionen in erneuerbare Energien auf der Welt sind zwischen 2004 und 2009 von 20 Milliarden auf 150 Milliarden US-Dollar pro Jahr gewachsen und haben sich damit mehr als verdreifacht. Die weltweite Erzeugungskapazität der erneuerbaren Energien hat sich im selben Zeitraum nahezu verdoppelt (von 160 auf 305 Gigawatt). Der Boom der biologischen Landwirtschaft ist wohl nur durch die inzwischen sehr hohe Akzeptanz von umweltverträglich erzeugten Nahrungsmitteln und die damit stark gestiegene Nachfrage in den westlichen Gesellschaften zu erklären.

In Deutschland selbst ist die Situation der Umwelt in vielen Bereichen deutlich besser geworden. Dies gilt zum einen für die Luftqualität. Der Ausstoß von Schwefeldioxid, welches zusammen mit Stickstoffdioxid für die Entstehung des sogenannten sauren Regens verantwortlich ist, hat sich seit dem Jahr 1990 um über 90 Prozent reduziert. Die Emission von Stickstoffdioxid sank im selben Zeitraum um mehr als 50 Prozent. Auch bei dem oben erwähnten Problem der Klimaerwärmung durch Treibhausgase sind Fortschritte zu beobachten. So ging die jährliche Emission von Treibhausgasen in der Bundesrepublik von 1990 bis zum Jahr 2009 um rund 20 Prozent zurück (Statistisches Bundesamt, 2010).

Ebenso gültig ist ein positiver Befund für die Qualität des Wassers in unseren Seen und Flüssen. Während beispielsweise der Rhein als größter deutscher Fluss im Jahr 1976 über weite Strecken die schlechteste mögliche Wassergüteklasse IV (übermäßige Verschmutzung) aufwies, ist seine Gewässergüte heute nur noch an wenigen Abschnitten schlechter als Güteklasse II (mäßige Belastung). Der Fischbestand

hat sich von knapp 20 Arten Ende der 1970er Jahre auf 56 Arten im Jahr 2000 erhöht (Deutsche Kommission zur Reinhaltung des Rheins, 2000).

Der Umweltschutz und das Bewusstsein um seine Bedeutung haben sich also in den vergangenen Jahrzehnten sehr verbessert. Bemühungen zum Schutz unserer unmittelbaren Umwelt und zur Bekämpfung globaler Umweltprobleme haben deutlich zugenommen. Es ist wahrscheinlich, dass sich dieser Trend mit steigendem Wohlstand in der Welt verstärken wird.

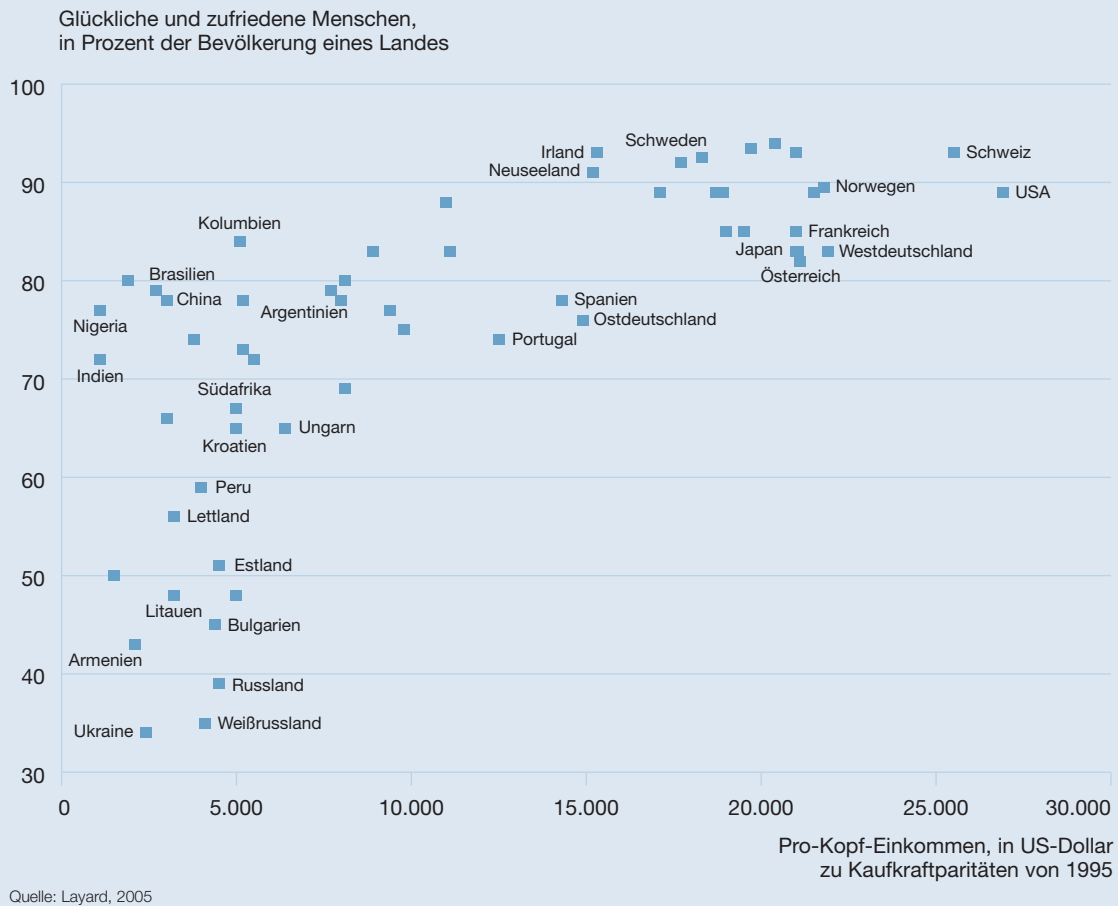
1.6 Die Menschen werden nicht glücklicher

Bei einer Betrachtung über mehrere Jahrzehnte hinweg fällt auf, dass sich in den westlichen Industrienationen trotz einer Zunahme des Bruttoinlandsprodukts die Lebenszufriedenheit kaum verändert hat. Insgesamt ist das Maß an Glück und Zufriedenheit in den reichen Industrienationen nur sehr leicht gestiegen, wenn überhaupt (Veenhoven/Hagerty, 2006). In den USA und in Japan, wo in den vergangenen Jahrzehnten eine regelrechte Wohlstandsexplosion stattfand, blieben Glück und Zufriedenheit sogar nahezu konstant (Easterlin, 2001; Kusago, 2007). In Japan verfünffachte sich das Pro-Kopf-Einkommen zwischen 1958 und 1987, trotzdem wurden die Japaner nicht glücklicher (Easterlin, 1995). Ein ähnlicher Befund zeigt sich, wenn Steigerungen des Wohlstands in Ländern in früheren Entwicklungsstadien betrachtet werden. In China erhöhte sich das Pro-Kopf-Einkommen in den Jahren von 1994 bis 2005 um 250 Prozent, gleichzeitig nahmen Glück und Zufriedenheit jedoch eher ab (Kahneman/Krueger, 2006).

Werden Wohlstand und durchschnittliche Lebenszufriedenheit in verschiedenen Ländern zu einem Zeitpunkt miteinander verglichen, so zeigt sich, dass Menschen in den Industrienationen zufriedener sind als Menschen in Entwicklungsländern oder in den ehemaligen Sowjetrepubliken (Abbildung 3).

Glück und Zufriedenheit hängen nicht (immer) vom Einkommen ab

Abbildung 3



Menschen, die kein Dach über dem Kopf haben, deren ärztliche Versorgung nicht gewährleistet ist und die Hunger und Durst leiden, sind weniger glücklich als Menschen in wohlhabenden Ländern (Layard, 2005; Palomar Lever, 2003; Veenhoven/Hagerty, 2006; Veenhoven/Kalmijn, 2005). Bei Betrachtung des oberen rechten Bereichs in Abbildung 3 fällt jedoch auf, dass es jenseits eines

bestimmten Schwellenwerts (ungefähr ab 16.000 US-Dollar jährlichem Pro-Kopf-Einkommen) keinen Zusammenhang mehr zwischen steigendem Pro-Kopf-Einkommen und Lebenszufriedenheit gibt. So sind Menschen in Neuseeland nicht weniger glücklich als Menschen in den USA, obwohl sie im Durchschnitt nur über halb so viel Einkommen verfügen.

Warum werden wir nicht glücklicher?

Wenn man das bislang Gesagte zusammenfasst, dann ergibt sich folgender Befund: In vielerlei Hinsicht geht es den Menschen in den westlichen Industrienationen heute materiell sehr viel besser als noch vor wenigen Jahrzehnten. Dennoch sind die Menschen in dieser Periode kaum glücklicher oder zufriedener mit ihrem Leben geworden. Dieser Befund ist über den Vergleich verschiedener Kulturen hinweg außerordentlich robust, sodass es nicht sinnvoll erscheint, ihn mit nationalen Besonderheiten oder Unterschieden zu erklären.

2.1 Darwins Evolutionstheorie

Wie aber ist dieses Paradoxon dann zu erklären? Die Antwort auf diese Frage liegt in einigen grundlegenden Eigenschaften der menschlichen Psyche, die aus der evolutionären Vergangenheit des Homo sapiens erklärt werden können. In den letzten Jahren hat sich die neue Disziplin der Evolutionspsychologie entwickelt, deren wissenschaftliches Forschungsprogramm darin besteht, die Evolutionstheorie, wie sie erstmals von Charles Darwin (1859) veröffentlicht wurde, zur Erklärung menschlichen Verhaltens zu verwenden (Buss, 2004).

Die Evolutionstheorie von Charles Darwin basiert unter anderem auf seiner Beobachtung, dass alle Lebewesen sehr viel mehr Nachkommen zeugen, als für den Erhalt der Population notwendig sind. Darwins Schlussfolgerung daraus war, dass viele der Organismen wohl sterben, bevor sie geschlechtsreif sind und eigene Nachkommen zur Welt bringen. Die Ursache für den frühen Tod sah er darin, dass die Mitglieder einer Spezies im Wettbewerb um knappe Ressourcen stehen, also zum Beispiel um Wasser, Nahrung, Schutz vor Fressfeinden und entsprechende Nischen konkurrieren. Entscheidend für die Entwicklung der Evolutionstheorie war hierbei die Erkenntnis, dass die Überlebenschancen nicht für

alle Organismen gleich hoch sind. Einige sind für diesen Wettbewerb besser gerüstet als andere, wobei diese unterschiedliche „Fitness“ (Darwin, 1859) von genetisch bedingten Unterschieden innerhalb der Spezies abhängig ist.

Solche Unterschiede können zum einen durch genetische Mutationen entstanden sein, zum anderen durch die Variation sogenannter diskreter Eigenschaften, die sich durch die Anpassung an die Umwelt entwickeln, wie zum Beispiel die Länge von Extremitäten. Wenn eine bestimmte Eigenschaft die Überlebenschance eines Lebewesens steigert, wie beispielsweise ein langer Hals bei einer Giraffe, so wächst dadurch auch die Anzahl an potenziellen Nachkommen dieses Organismus. Mit anderen Worten: Nur wer durch Anpassung an die Umwelt überlebt, kann seine Gene auch an zukünftige Generationen weitergeben.

Damit ist die Evolution ein Zusammenspiel aus der Variation vorliegender Merkmale und der Selektion dieser Merkmale durch unterschiedlich hohe Überlebens- und Reproduktionschancen ihrer Träger. Diese im Hinblick auf das „Survival of the Fittest“ (Darwin, 1859) positiven Merkmale werden durch die Vererbung der genetischen Prädispositionen auf die nächsten Generationen übertragen. Allerdings werden genetisch bestimmte Eigenschaften durch individuelle Anpassungen ihrer Merkmalsträger nicht beeinflusst: Das heißt zum Beispiel, dass einzelne Menschen ihre Sensitivität gegenüber UV-Strahlen durch häufiges Sonnenbaden vermindern können, aber sich dadurch ihre Nachfahren nicht ebenfalls länger in der Sonne aufhalten können, ohne einen Sonnenbrand zu bekommen.

Im Prozess der Evolution werden somit all jene Eigenschaften und Verhaltensweisen ausgewählt und weitervererbt, die geeignet sind, die reproduktive Fitness eines Organismus – im Vergleich zur reproduktiven Fitness seiner Artgenossen – zu erhöhen (Buss, 2004; Fetchenhauer, 2011; Gaulin/McBurney, 2004). Dabei ist die reproduktive Fitness eines Organismus von folgenden Faktoren abhängig:



2.2 Was hat menschliches Verhalten mit Evolution zu tun?

Die Evolutionspsychologie überträgt diese Erkenntnisse und Gesetzmäßigkeiten der Darwin'schen Evolutionstheorie, die sich auf physische Merkmale beziehen, auf psychische Eigenschaften wie Gefühle, Kognitionen und Verhaltenstendenzen (Fetchenhauer, 2011; Buss, 2004). Ein Beispiel kann dies verdeutlichen: Ein Tier, das beim Anblick eines Fressfeinds mit sofortiger Flucht reagiert, hat eine höhere Überlebenschancen als sein Artgenosse, dessen Neugier stärker ist und der zunächst interessiert näher kommt. Das hat zur Folge, dass sich in der Evolution die rasche Flucht vor Fressfeinden erfolgreich durchgesetzt hat, weil sich diese Individuen häufiger fortpflanzen konnten.

Für einen Evolutionspsychologen ist die menschliche Psyche ebenso das Produkt der menschlichen Evolution wie die körperlichen Eigenschaften des Menschen. Dabei werden proximate und ultimate Erklärungen menschlichen Verhaltens unterschieden (Fetchenhauer, 2011). Auf der proximate Ebene wird untersucht, welche physischen und psychischen Prozesse zu einem bestimmten Verhalten führen. Auf der ultimate Ebene liegt der Fokus auf der Frage, welchen langfristigen, adaptiven Nutzen dieser proximate Mechanismus hat.

Nehmen wir als Beispiel die Präferenz von Männern für junge und gesunde Frauen. Auf einer proximate Ebene ließe sich zunächst feststellen, dass Männer solche Frauen bevorzugen, weil sie diese als schöner und attraktiver empfinden. Eine solche Antwort wäre aus evolutionärer Perspektive allerdings sehr unbefriedigend. Um eine ultimate Erklärung für dieses Phänomen zu erhalten, müsste untersucht werden, welche adaptiven Fitnessvorteile Männer mit diesen Partnerwahlpräferenzen haben.

Eine solche Analyse könnte folgendermaßen aussehen: Männer können nur dann ihre Gene an folgende Generationen weitergeben, wenn sie sich mit fruchtbaren Frauen verpaaren, die in der Lage sind,

- Fähigkeit, physisch zu überleben. Diese ist umso höher, je stärker ein Individuum in der Lage ist, genügend Nahrungsmittel zu finden und potenziellen Fressfeinden zu entkommen.
- Fähigkeit, geeignete Partner zu finden, mit denen Nachkommen gezeugt werden können.
- Anzahl eigener Nachkommen.
- Sicherung des Überlebens dieser Nachkommen durch physischen Schutz oder durch die Versorgung mit wichtigen Ressourcen wie Wasser und Nahrung.

Reproduktive Fitness kann somit verstanden werden als das Ausmaß, in dem es einem Individuum gelingt, die eigenen Gene in zukünftige Generationen zu übertragen.

gesunde Kinder zu gebären. Diese Eigenschaften sind bei jüngeren Frauen sehr viel stärker ausgeprägt als bei älteren Frauen. Dies bedeutet: Männer, die eine Präferenz für junge Frauen hatten, haben in unserer Vergangenheit mehr Nachfahren gezeugt als Männer mit einer Präferenz für ältere Frauen. Diese Nachfahren aber haben die Präferenzen ihrer Väter geerbt. Umgekehrte Erklärungsansätze für die Präferenzen von jungen Frauen für ältere, ranghöhere Männer lassen sich ganz analog führen, wobei dort die Ursache für diese Wahl eher auf der Überlebenswahrscheinlichkeit der eigenen Kinder liegen würde. Diese dürfte beim ranghöheren, mit mehr Ressourcen ausgestatteten Mann höher sein.

Da Evolutionsprozesse auf der relativen Vorteilhaftigkeit bereits vorhandener Merkmale basieren, finden diese Veränderungen nur sehr langsam und mit großer zeitlicher Verzögerung statt. Mit Blick auf die Menschheitsgeschichte bedeutet dies, dass moderne Menschen nicht an die gegenwärtige, hochkomplexe moderne Umwelt adaptiert (das

heißt angepasst) sind. Die Denkweisen, Emotionen und Reaktionen passen vielmehr zu den Aktivitäten als Jäger und Sammler, weil diese Existenzform die *Conditio humana* über Hunderttausende von Jahren determiniert hat, bis vor ungefähr 10.000 Jahren die ersten Menschen sesshaft wurden und begannen, Ackerbau und Viehzucht zu betreiben. Dies bedeutet gemäß des von Evolutionspsychologen entwickelten Ansatzes der „Environment of evolutionary adaptedness“, dass viele Verhaltensweisen des Menschen, die früher adaptiv (passend) waren, unter heutigen Lebensbedingungen maladaptiv (unpassend) sind.

Ein Beispiel für eine nur mangelnde Anpassung an unsere modernen Lebensumstände sind die stets weiter sinkenden Fertilitätsraten in westlichen Gesellschaften (WHO, 2010; UN Population Division, 2011). Für alle nicht menschlichen Spezies und für Menschen in Jäger- und Sammlergesellschaften lässt sich zeigen, dass die Reproduktionsrate umso höher ist, je günstiger die Lebensbedingungen sind. Dies erscheint plausibel: Je weniger Ressourcen in



Mirko Reatz/Fotolia

das eigene Überleben investiert werden müssen, desto mehr Ressourcen stehen zu Reproduktionszwecken zur Verfügung. In modernen Industriegesellschaften gibt es jedoch einen negativen Zusammenhang zwischen sozialem Status (das heißt Ressourcenausstattung) und Fertilitätsrate. Dies gilt sowohl innerhalb von Gesellschaften (Akademikerinnen bekommen weniger Kinder als Nichtakademikerinnen) als auch beim Vergleich zwischen Gesellschaften, das heißt, in den reichsten Ländern dieser Welt sind die Reproduktionsraten niedriger als in den Entwicklungsländern (WHO, 2009; UN Population Division, 2009).

Zu erklären ist dieser Befund wahrscheinlich damit, dass beim Menschen durch die zur Verfügung stehenden Kontrazeptionsmittel der deterministische Zusammenhang zwischen sexueller Betätigung und Fortpflanzung unterbrochen ist. In vorindustriellen Gesellschaften und bei nicht menschlichen Spezies funktioniert Reproduktion vor allem durch das Vorliegen eines hinreichend starken Sexualtriebs. Ein genuiner und antizipierter Wunsch, eigene Kinder großzuziehen, ist dort – im Gegensatz zu modernen Industrienationen – nicht notwendig, um eine hohe Reproduktionsrate sicherzustellen.

Psychische Adaptationen, die sich im Lauf der menschlichen Evolutionsgeschichte herausgebildet haben, beziehen sich zum einen auf Emotionen, auf menschliche Motive und Präferenzen und zum anderen auf Wahrnehmungsprozesse (Fetchnauer, 2011; Buss, 2004). Unsere Emotionen sind hierbei kein Selbstzweck, sondern haben die Funktion, unser Verhalten zu steuern, indem sie uns über die Wichtigkeit bestimmter Motive sowie den Grad der Befriedigung dieser Motive informieren.

Eine negative Emotion ist beispielsweise das Gefühl des Ekelns. Wir ekeln uns fast ausschließlich vor Dingen, die uns potenziell Schaden zufügen können. Den Geruch von verdorbenem Fleisch empfinden wir deshalb als unangenehm, weil alle, die diesen Ekel nicht verspürten, durch den Verzehr des Fleisches verendet sind oder zumindest schwer erkrankten

(Rozin/Fallon, 1987). Die Fähigkeit, sich zu ekeln, ist somit in hohem Maße adaptiv. Menschen, die über diese Fähigkeit nicht verfügten, sind früher gestorben und hatten weniger Nachfahren.

Die Motive und Präferenzen, die unser Verhalten steuern, dienen aber nicht nur dazu, gefährliches Verhalten zu vermeiden, sondern haben ganz allgemein die Funktion, unsere reproduktive Fitness zu steigern. Unsere Präferenzen beispielsweise für Essen, Geselligkeit und Sex haben den Zweck, unser Überleben und unsere Reproduktion zu sichern. Ein Mensch, der keine Nahrung zu sich nimmt, am liebsten allein ist und keine Lust auf Sex verspürt, wird kaum überleben beziehungsweise Nachkommen produzieren.

2.3 Das Leben als hedonische Tretmühle

Auch im Erleben von Glück und Unglück erfüllen unsere Emotionen eine Steuerungsfunktion. Sie sollen unser Verhalten dahingehend kontrollieren, dass wir unser Überleben sichern und unsere Lebensumstände verbessern. Folglich fühlen wir uns immer dann gut, wenn wir etwas erreichen, das unsere Lebenssituation verbessert. Wir fühlen uns schlecht, wenn etwas geschieht, das unsere Lebensbedingungen verschlechtert. Hierbei passen sich unsere Emotionen im Zeitablauf an das absolute Niveau der neuen Situation an (Adaptation). Unser Empfinden für Glück und Unglück ist somit ein Gradmesser, der sehr viel stärker auf Veränderungen als auf absolute Zustände reagiert (Gaulin/McBurney, 2004).

Ein Beispiel für die Adaptation des Menschen beim Erleben von Glück und Unglück liefert eine Untersuchung, in der Lotteriegewinner mit querschnittsgelähmten Unfallopfern verglichen wurden (Brickman et al., 1978). Zum Gewinn beziehungsweise zum Unfall befragt, ergab sich, dass die Lotteriegewinner, die zwischen 50.000 und mehreren 100.000 US-Dollar gewonnen hatten, ihren Gewinn als sehr nahe an dem Besten einordneten, was sie glaub-

ten, das ihnen in ihrem Leben widerfahren könne. Die Unfallopfer hingegen hielten den Unfall und die anschließende Querschnittslähmung für eines der schlimmsten Dinge, das ihnen in ihrem Leben passieren könne.

Das gegenwärtige Empfinden von Glück und Zufriedenheit unterschied sich jedoch bei den Lotteriegewinnern, deren Gewinn zwischen einem Monat und 18 Monaten zurücklag, nicht signifikant von einer Kontrollgruppe, die nicht im Lotto gewonnen hatte. Zudem zeigten die Lotteriegewinner deutlich weniger Freude an alltäglichen Dingen wie Einkaufen, Frühstück, Lesen oder Erhalten von Komplimenten. Die neuen Freuden, welche der Lotteriegewinn mit sich gebracht hatte, ließen die kleinen Freuden des Alltags verblassen. Ähnliches ließ sich bei den Unfallopfern beobachten. Sie waren gegenwärtig – zwischen einem Monat und zwölf Monaten nach ihrem Unfall – nur geringfügig weniger glücklich als die Kontrollgruppe. In kurzer Zeit (bis anderthalb Jahre) nach einem so einschneidenden Ereignis wie einem Lotteriegewinn oder einer Querschnittslähmung haben diese Menschen somit ihren Gradmesser für Glück und Unglück bereits auf das neue Normalniveau eingestellt. Sie sind wieder nahezu so glücklich wie zuvor.

Zusammengefasst ist also unser Erleben von Glück und Unglück dadurch geprägt, dass wir uns schnell an eine Verbesserung oder Verschlechterung unserer Lebensumstände gewöhnen. Dies ist adaptiv, da sonst die Funktion unseres Glückserlebens als Motivator zur ständigen Verbesserung unserer Lebensbedingungen beeinträchtigt würde. Nach einem Glückserlebnis kehren wir nach kurzer Zeit wieder zum Nullniveau zurück, um unsere Sensibilität für weitere Glückserlebnisse zu erhalten.

Dies führt jedoch in unserem Alltag zu einem Prozess, den Brickman/Campbell (1971) zynisch als „hedonische Tretmühle“ bezeichnen. Was immer wir unternehmen, um unsere Lebensumstände zu verbessern – das damit verbundene Glück schwindet nach kurzer Zeit wieder dahin. Mit jedem Karriere-

schritt, jedem schöneren Haus, jedem größeren Auto und jeder sonstigen Verbesserung unserer Lebensumstände erreichen wir einen kurzfristigen Stimulus. Langfristig können wir ein erhöhtes Glücksniveau jedoch nur aufrechterhalten, wenn wir ständig weitere Erfolge verbuchen können. Wie in einer Tretmühle bewegen wir uns permanent, ohne wirklich vom Fleck zu kommen.

Interessanterweise sind sich Menschen dieser Tatsachen kaum bewusst. Emotionen können ihre eigene Vergänglichkeit nicht antizipieren oder sind in ihrer Stärke von einem solchen Wissen nicht beeinflusst. Von Sozialpsychologen wird dieser Effekt als „Impact Bias“ bezeichnet (Wilson/Gilbert, 2005).

So wurden in einer Studie junge Wissenschaftler an Universitäten in den USA danach gefragt, wie sie sich fühlen würden, wenn sie in einigen Jahren eine Festanstellung (Tenure Position) erhielten oder wenn sie die Universität verlassen müssten. In ihrem Urteil waren sich die meisten Befragten einig: Eine Festanstellung zu haben würde das Paradies bedeuten; die Universität verlassen zu müssen käme hingegen einem Scheitern gleich, von dem man sich auch nach vielen Jahren nicht erholen würde. Doch der Vergleich zwischen ehemaligen Assistenzprofessoren mit aktueller fester Stelle und denen, die keine Festanstellung erlangt hatten, ergab ein anderes Ergebnis: Diejenigen, die tatsächlich an der Universität hatten bleiben können, waren nicht glücklicher als jene, die aus diesem vermeintlichen Paradies vertrieben worden waren (Gilbert et al., 1998).

Ein solcher „Impact Bias“ ist aus einer evolutionären Perspektive durchaus sinnvoll. Er motiviert uns nämlich dazu, positive Situationen anzustreben, negative Situationen zu vermeiden und uns anzustrengen, die positiven Dinge zu erreichen, die uns Fortschritt in vielfältiger Form gebracht haben.



2.4 Sozialer Status und Wohlbefinden

Glück und Zufriedenheit der Menschen nehmen ab einer gewissen Schwelle durch steigenden Wohlstand nicht mehr zu. Diese Erkenntnis entstammt jedoch dem Vergleich ganzer Gesellschaften miteinander. Tatsächlich zeigt eine Vielzahl von Studien, dass innerhalb einer Gesellschaft sehr wohl ein Zusammenhang zwischen Wohlstand und Glück und Zufriedenheit existiert (Lucas/Schimmack, 2009; D'Ambrosio/Frick, 2007; Easterlin, 1974; 2001): Innerhalb eines Landes sind relativ wohlhabende Menschen glücklicher als relativ arme Menschen.

Hieraus ergeben sich zwei Schlussfolgerungen für die Klärung des Zusammenhangs von Wohlstand und subjektiver Lebenszufriedenheit:

- Wir gewinnen positive Emotionen nicht nur aus einem absoluten Zuwachs unseres Einkommens, sondern auch aus einer Steigerung unseres Wohlstands relativ zu unseren Mitmenschen.

- Während positive Emotionen aus einem absoluten Wohlstandsgewinn durch Adaptation mit der Zeit wieder verschwinden (vgl. Abschnitt 2.3), scheinen Glück und Zufriedenheit, die sich aus einer Steigerung des Wohlstands relativ zu anderen speisen, persistent zu sein. Relativ wohlhabende Menschen sind dauerhaft glücklicher und zufriedener als relativ arme Menschen. Dass die Steigerung unseres Wohlstands relativ zu unseren Mitmenschen positive Gefühle auslöst, ist durchaus funktional. Relativ größerer Wohlstand erhöht unseren sozialen Status. Ein solcher sozialer Status wiederum macht uns anziehender für das andere Geschlecht (Miller, 2000; Mueller/Mazur, 1997) und lässt uns länger und gesünder leben (Marmot, 2004). Bei relativem Wohlstand und sozialem Status handelt es sich jedoch um Positionsgüter (Hirsch, 1976). Die positiven Empfindungen aus beidem sind somit von Natur aus nicht vermehrbar. Immer nur 10.000 Menschen können Teil der „oberen Zehntausend“ sein, mag der Wohlstand der gesamten Gesellschaft im Zeitablauf auch kontinuierlich steigen.

Karl Marx erkannte diesen Zusammenhang bereits im Jahr 1849: „Ein Haus mag groß oder klein sein, solange die es umgebenden Häuser ebenfalls klein sind, befriedigt es alle gesellschaftlichen Ansprüche an eine Wohnung. Erhebt sich aber neben dem kleinen Haus ein Palast, und das kleine Haus schrumpft zur Hütte zusammen ... [und mag es] im Laufe der Zivilisation in die Höhe schießen noch so sehr, wenn der benachbarte Palast in gleichem oder gar in höherem Maß in die Höhe schießt, wird der Bewohner des verhältnismäßig kleinen Hauses sich immer unbehaglicher, unbefriedigter, gedrückter in seinen vier Pfählen finden.“

Warum verringern sich die guten Gefühle aus Positionsgütern nicht im Zeitablauf? Eine mögliche Erklärung könnte in den sozialen Vergleichsprozessen liegen, welche Menschen zum Zweck der Selbsteinschätzung durchführen. Diese sozialen



Manuel Velasco/Stockphoto

Vergleichsprozesse finden häufig, oft unabsichtlich und automatisch statt (Wood et al., 2000; Diener/ Fujita, 1997; Goethals, 1986).

Da wir über soziale Vergleiche, ob gewollt oder ungewollt, ständig Informationen über unseren Status relativ zu unseren Mitmenschen bekommen, erfahren Menschen mit hohem sozialem Status somit auch ständig positive Rückmeldungen, weil es ihnen bessergeht als ihren Mitmenschen. Dies könnte eine Erklärung dafür sein, dass Glück und subjektive Lebenszufriedenheit aus Positionsgütern so persistent sind.

Zusammengefasst steigern ein größerer Wohlstand und damit ein höherer sozialer Status relativ zu unseren Mitmenschen unsere Lebenszufriedenheit. Diese Steigerung ist dauerhaft, da wir über soziale Vergleiche im Alltag ständig an unsere Vorteilsposition erinnert werden. Unsere Emotionen kontrollieren uns hierbei in sehr funktionaler Weise. Sie versagen uns langfristiges Glück und Zufriedenheit, wenn wir wahrnehmen, dass eine Vergrößerung unseres Wohlstands unsere Position in der Gesellschaft nicht verbessert hat. Für den unteren Teil der Gesellschaft bleibt so der Anreiz erhalten, seinen sozialen Status zu erhöhen. Für den Teil der Gesellschaft, der es nach oben geschafft hat, geben die positiven Gefühle des hohen sozialen Status den Anreiz, diese Position nicht wieder zu verlieren. Im Fall eines Statusverlusts würden sich diese Menschen sowohl kurz- als auch langfristig deutlich schlechter fühlen.

2.5 Globalisierung und soziale Vergleichsprozesse

Menschen bewerten ihre Lebensumstände relativ zu anderen Menschen, mit denen sie sich vergleichen. Mit wem aber vergleichen sich Menschen? Zum einen sind dies Menschen aus ihrem ganz unmittelbaren Umfeld. So gibt es das amerikanische Sprichwort, dass ein Mann dann wohlhabend ist, wenn er 50 US-Dollar im Monat mehr verdient als der Mann seiner Schwägerin. Zum anderen verglei-

chen wir uns auch mit Menschen, die wir persönlich gar nicht kennen, sondern die uns lediglich durch Medien wie Fernsehen, Kino, Zeitschriften oder Internet bekannt sind.

Ständig erhalten wir somit Informationen über die schönsten, schlauesten und reichsten Vertreter unserer Spezies (Hill/Buss, 2008). Dies hat Auswirkungen auf unsere Selbsteinschätzung. Es hat sich gezeigt, dass bei Männern nach dem Anblick von dominanten, sehr erfolgreichen anderen Männern ihre Einschätzung des Selbstwerts und des Werts als potenzieller Sexualpartner deutlich sinkt. Selbiges Phänomen ist bei Frauen zu beobachten, welche sehr attraktive Vertreterinnen ihres Geschlechts vorgesetzt bekamen (Gutierrez et al., 1999). Vertreter beiderlei Geschlechts beurteilten die sexuelle Attraktivität von durchschnittlichen nackten Frauen nach der Ansicht von professionellen Erotikbildern als deutlich niedriger als eine Kontrollgruppe, denen nur die durchschnittlichen Frauen gezeigt wurden. Männer, die professioneller Erotik ausgesetzt waren, gaben eine geringere Bindung an und Verliebtheit in ihre aktuelle Partnerin an (Kenrick/Gutierrez, 1989). Zahlreiche Studien neueren Datums kamen zu dem Ergebnis, dass der Anblick von professionellen Models und Menschen mit idealtypischen Körpern bei beiderlei Geschlecht die Zufriedenheit mit dem eigenen Körper und die wahrgenommene eigene Attraktivität für das andere Geschlecht beeinträchtigen (Dalley et al., 2009; Dens et al., 2009; Dittmar et al., 2009; Tiggemann et al., 2009; Want et al., 2009). Bei Frauen kann die häufige Konfrontation mit idealtypisch schlanken Frauenbildern sogar Essstörungen auslösen (Shorter et al., 2008).

Ohnehin machen wir uns den Vergleich mit unseren Mitmenschen unnötig schwer, indem wir dazu neigen, sie zu überschätzen, beispielsweise ihre Gefahr als Konkurrenz um einen Partner (Hill, 2007). Eine ständige Konfrontation mit einer Superelite von schönen, extrem reichen und sehr erfolgreichen Menschen sorgt dafür, dass wir uns selbst durch den irrationalen Vergleich mit dieser Superelite unangemessen skeptisch betrachten.

Die Entstehung einer ständig präsenten globalen Superelite ist jedoch nur ein Teil des Problems. Die Globalisierung bringt es allgemein mit sich, dass sich unsere Referenzgruppe für Vergleiche zahlenmäßig stark ausdehnt. Salopp könnte man formulieren:

In unserer modernen Umwelt befindet sich unsere relevante Vergleichsgruppe auf der ganzen Welt. Ein Beispiel: Der „Big Fish in Little Pond Effect“ wurde in zahlreichen, nationalen wie internationalen Studien nachgewiesen (für einen Überblick vgl. Seaton et al., 2009; Huguet et al., 2009). Dieser Effekt bezeichnet die Tatsache, dass Schüler und Studenten im Umfeld von mittelmäßig begabten Kommilitonen ein deutlich besseres akademisches Selbstkonzept haben als im Umfeld von hochbegabten Kommilitonen. Ein Student, der sich vor 30 Jahren an der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät (WiSo) der Universität zu Köln behauptete, mag beispielsweise sehr zufrieden damit gewesen sein, dass er an einer der besten Unis seines Landes studierte. Heute besteht die Vergleichsgruppe aus Universitäten auf der ganzen Welt. Die Zufriedenheit des Kölner WiSo-Studenten mag heute also dadurch gemindert sein, dass an der Harvard Business School, der Princeton Business School oder der London School of Economics die Bedingungen deutlich besser sind als in Köln. Was auch immer wir erreicht haben: Irgendwo auf der Welt gibt es Menschen, die in größeren Häusern wohnen, schöner sind, berühmter und ganz sicher auch glücklicher.

2.6 Die Qual der Wahl

Die Entwicklung moderner Wohlstandsgesellschaften hat für ihre Mitglieder geradezu eine Welt der unbegrenzten Möglichkeiten geschaffen. Menschen haben in immer mehr Bereichen des Lebens immer mehr Wahlmöglichkeiten, in welchen die Zahl der Alternativen zudem ständig zunimmt.

Ein Beispiel ist der Konsum von Gütern. Wollte man vor 50 Jahren eine Flasche Cola kaufen, so ging man in den Supermarkt und griff zu einer Flasche Coca Cola – der einzigen in dem Geschäft verfügbaren

Marke. Heute ist diese Entscheidung weit weniger trivial. Zunächst muss man zwischen verschiedenen Geschmacksrichtungen auswählen (zum Beispiel Kirsche oder Zitrone). Dann muss man sich für eine Cola mit oder ohne Koffein entscheiden. Schließlich muss man bestimmen, ob die Cola mit Zucker oder mit Süßstoff gesüßt sein soll – bei Letzterem stehen zudem Cola Light (eher für Frauen konzipiert) oder die Cola Zero (eher für Männer gedacht) zur Auswahl. Hat man all diese Entscheidungen getroffen, ist die Frage der Flaschengröße zu klären: 0,5 Liter, 1 Liter, 1,25 Liter, 1,5 Liter oder 2 Liter. Oder doch eine Dose? Man mag dieses Beispiel belächeln, aber es beschreibt nur einige von unendlich vielen Auswahlentscheidungen, die wir als Konsument jeden Tag treffen müssen. In einem großen deutschen Supermarkt mit Vollsortiment werden dem Konsumenten zwischen 14.000 und 60.000 verschiedene Produkte angeboten (Nielsen Company, 2010).

Der Konsum von Gütern ist jedoch bei weitem nicht der einzige Lebensbereich, in dem eine Zunahme an Wahlmöglichkeiten zu beobachten ist. Gleiches gilt für den Bereich Partnerschaft und Familie. Lautete bis vor einigen Jahrzehnten das Motto noch: „Verliebt, verlobt, verheiratet – bis dass der Tod uns scheidet“, gibt die Gesellschaft heute in immer geringerem Maße vor, wie wir unser Zusammenleben zu gestalten haben. Wollen wir heiraten oder nicht? Wollen wir mit dem Partner zusammenleben oder nicht? Gehört Treue zu den Werten in einer Partnerschaft oder ist dieser Wert überholt? Wollen wir Kinder haben und – wenn ja – wann und wie viele? Später dann: Nehmen wir bei der Scheidung einen gemeinsamen Anwalt und bei wem bleiben die Kinder (Schulze, 1992; Althammer et al., 2011)? Auch in anderen Lebensbereichen wie Ausbildung und Beruf, Krankenkasse, Altersvorsorge und so weiter haben wir immer mehr Wahlmöglichkeiten.

Nach Ansicht der neoklassischen Ökonomik sind mehr Alternativen immer besser als weniger. Nehmen wir an, ein bestimmtes Auto werde einmal in sechs Farbtönen angeboten und einmal in 30 Farbtönen. Im letzteren Fall entscheiden sich beispielsweise 90 Pro-

zent aller Konsumenten für eine der sechs Farben aus dem eingeschränkten Sortiment. Ein Ökonom würde argumentieren, dass sich für diese 90 Prozent aller Konsumenten durch die Farbvielfalt im Angebot zwar nichts ändert (sie wählen ja eine Farbe, die sie auch sonst hätten wählen können). 10 Prozent aller Konsumenten erleben jedoch einen Nutzenzuwachs, weil sie eine Farbe bekommen können, die ihnen ansonsten nicht zur Verfügung gestanden hätte (vgl. grundlegend dazu Sohmén, 1976).

Aus evolutionspsychologischer Perspektive ist jedoch zu bezweifeln, dass mehr Alternativen den Menschen notwendigerweise immer glücklicher machen. In der natürlichen Umwelt der Menschen als Jäger und Sammler war die Zahl der Entscheidungen gering. Menschen mussten außerdem aus der kleinen Menge von Möglichkeiten schnell die Richtige wählen, oftmals bestand also großer Zeitdruck. Auf der Jagd nach einem Wildschwein konnten die Jäger nicht erst Pro- und Kontra-Listen für verschiedene Angriffstaktiken erstellen.

Die große Zahl an Entscheidungen mit jeweils nahezu unzähligen Möglichkeiten überfordert den Menschen. Da wir vermeintlich kaum unter Zeitdruck stehen, wägen wir endlos ab und sind durch die Zahl der Möglichkeiten regelrecht paralysiert (Schwartz, 2004). Da wir der Komplexität der Entscheidungen oft nicht gewachsen sind, sorgen Entscheidungssituationen für Unzufriedenheit und Unbehagen. Haben wir uns dann doch zu einer Entscheidung durchgerungen, besteht die Gefahr, dass die große Zahl an nicht gewählten Alternativen die Zufriedenheit mit der Entscheidung reduziert. Schließlich sind viele Entscheidungen auch potenziell reversibel. Selbst die Wahl des Lebenspartners kann praktisch jeden Tag erneut infrage gestellt werden. Somit ist der Entscheidungsprozess nie abgeschlossen. Das Leben wird zu einem endlosen, dynamischen Optimierungsproblem (Schwartz, 2004). Experimentelle Studien zeigen zudem, dass Menschen intuitiv versuchen, sich in einer Entscheidungssituation möglichst viele Optionen offenzuhalten, auch wenn sie diese Optionen am Ende doch nicht nutzen werden (Ariely, 2009).



Stacey Newman/Stockphoto

Ein hierzu passendes Experiment führten Iyengar/Lepper (2000) durch. In einem US-amerikanischen Gourmetkaufhaus errichteten sie einen Stand, an welchem die Kunden Marmelade probieren konnten. Im Anschluss erhielten die Probanden einen Rabattgutschein über 1 US-Dollar für den Kauf einer Marmelade innerhalb der nächsten Woche. Dabei wurden die Kunden einer Gruppe mit einer Auswahl von 24 Sorten Marmelade zur Probe konfrontiert, die einer anderen Gruppe lediglich mit sechs Sorten. Untersucht wurde, wie viele der vorbeikommenden Kunden der Stand anlockte und wie viele davon tatsächlich eine Marmelade kauften. Der große Stand mit 24 Marmeladen zog 60 Prozent der vorbeigehenden Kunden in seinen Bann, während nur 40 Prozent der Kunden am kleinen Stand mit sechs Marmeladen probierten. An der Kasse jedoch ergab sich ein um-

gekehrtes Bild. Während 30 Prozent der Kunden mit der kleinen Auswahl auch tatsächlich ein Glas Marmelade kauften, war dies nur bei 3 Prozent der Kunden mit der großen Auswahl der Fall. Das Ergebnis der Studie spiegelt das Dilemma unserer modernen Welt wider: Die große Auswahl wirkte zwar zunächst attraktiver auf Kunden, aber die Konfrontation mit 24 Sorten Marmelade überforderte den Konsumenten schließlich, sodass dieser sich demotiviert fühlte und nichts kaufte. Die stetig wachsende Zahl an Möglichkeiten macht uns nicht notwendigerweise glücklicher, da die Opportunitätskosten in Form des entgangenen Lustgewinns der Alternativen, die nicht gewählt werden konnten, steigen.

2.7 Das Problem der Selbstkontrolle

Ein weiterer Grund dafür, dass mehr Wohlstand nicht unbedingt glücklicher macht, liegt darin, dass moderne Wohlstandsgesellschaften Menschen oftmals Versuchungen aussetzen, denen sie nur schwer widerstehen können – selbst wenn sie wissen, was auf lange Sicht das Beste für sie wäre. Dieses Selbstkontrollproblem (auch als Impulskontrollproblem bezeichnet) wird von Soziologen, Psychologen, Ökonomen, Kriminologen und Philosophen seit langem diskutiert. Ein solches Problem stellt sich für einen Akteur immer dann, wenn er die Wahl zwischen zwei Optionen hat, die folgendermaßen strukturiert sind: Alternative A ist kurzfristig mit positiven Konsequenzen verbunden, führt langfristig hingegen zu negativen Konsequenzen. Die kurzfristigen Konsequenzen von Alternative B sind nur mäßig attraktiv, die langfristigen Auswirkungen sind jedoch positiv und überwiegen in ihrem Wert die kurzfristigen positiven Konsequenzen von A. Mit anderen Worten: Ein rationaler, seinen Nutzen maximierender Akteur wählt B. Oftmals fällt es Menschen jedoch schwer, in solchen Situationen das Richtige zu tun, selbst dann, wenn sie durchaus wüssten, was das Richtige für sie wäre. Menschen haben Probleme mit dem Konsum von Alkohol, Nikotin und anderen Drogen. Studierende haben Probleme, für ihr Examen zu lernen, obwohl sie wissen, wie wichtig eine gute

Note für ihre berufliche Zukunft sein kann. Kriminelle haben Probleme, von Straftaten abzusehen, selbst wenn sie die harten Sanktionen für den Fall kennen, dass ihre Straftaten entdeckt werden. Menschen verzichten oftmals auf den Gebrauch von Kondomen, obwohl sie darüber im Bilde sind, dass dies der einzig sichere Schutz gegen HIV und andere sexuell übertragbare Krankheiten ist. Selbst Segnungen der modernen Kommunikationstechnologie wie Internet oder E-Mail implizieren oftmals ein Selbstkontrollproblem. Viele Menschen wissen, dass das ständige Abrufen von E-Mails der Konzentration auf die eigentliche Arbeit abträglich ist und man diese Aktivitäten deshalb auf bestimmte Zeiten beschränken sollte – und sind doch nicht in der Lage, sich an ihre diesbezüglichen Vorsätze zu halten. Ganz zu schweigen von den Millionen Männern, die sich jeden Tag die Bilder nackter Frauen im Internet anschauen: der Mensch als Sklave seiner Leidenschaften.

Warum haben Menschen solche Probleme, das zu tun, was langfristig am besten für sie wäre? Welche Funktion könnte eine solche Tendenz menschlichen Handelns haben? Ainslie/Herrnstein (1981) spekulieren darüber, eine solche Konzentration auf das

Hier und Jetzt sei unter Umständen ausgesprochen adaptiv, weil Menschen (und andere Tiere) ansonsten mit einer Unzahl an Handlungsalternativen konfrontiert wären, zwischen denen sie sich entscheiden müssten. Dies aber wäre ein sehr hoher Preis, der gezahlt würde, nur um unseren Entscheidungsspielraum auf ein verträgliches Maß einzuengen.

Aus evolutionspsychologischer Perspektive fällt auf, dass die Probleme der Impulskontrolle keineswegs allgegenwärtig sind. In vielen Situationen sind Organismen in erheblichem Maße dazu in der Lage, etwas zu tun, das ihnen kurzfristig hohe psychische und somatische Kosten verursacht und erst langfristig Nutzen bringt. So zeigen beispielsweise kleine Kinder eine bemerkenswerte Ausdauer, wenn sie lernen zu sitzen, zu stehen oder zu laufen. Auch der Erwerb der Muttersprache ist für sie ein ausgesprochen langwieriges und aufwendiges Unterfangen, das viele Jahre in Anspruch nimmt und kurzfristig mit keinerlei Vorteilen verbunden ist. Es dauert nämlich eine ganze Weile, bis Kinder so gut sprechen können, dass sie verbal besser als nonverbal in der Lage sind, ihrer Mutter oder ihrem Vater anzuzeigen, was sie gerne möchten und was nicht.



sternleben/Fotolia

Somit ergibt sich ein verwirrendes Bild: In manchen Situationen sind Menschen sehr wohl in der Lage, ihren langfristigen Nutzen zu maximieren. In anderen Situationen hingegen sind sie völlig gefangen in einem irrational erscheinenden Kurzfristen Denken. Bei näherer Betrachtung lassen sich diese zwei Arten von Situationen sehr genau voneinander unterscheiden. Wenn sich ein bestimmtes Selbstkontrollproblem im Lauf unserer evolutionären Geschichte immer wieder stellte, wird es nämlich motivational gar nicht mehr als solches empfunden. Immer dann jedoch, wenn ein Selbstkontrollproblem das Produkt moderner Umwelten ist, sind wir Menschen ihm oftmals hilflos ausgesetzt. Darum lernen Kinder im Alter von ein bis vier Jahren ihre Muttersprache scheinbar ohne Mühe – jedenfalls ohne Motivationsprobleme, aber der Erwerb einer Fremdsprache im Alter von zehn Jahren fällt ihnen ausgesprochen schwer. Das Lernen bereitet ihnen oftmals erhebliche Motivations- und Selbstkontrollprobleme. Und dafür gibt es eine einfache Erklärung: In der „Environment of evolutionary adaptedness“ (vgl. Abschnitt 2.2) gab es keine Notwendigkeit, sich in einer anderen Sprache als der eigenen zu verständigen.

Oftmals sind Motivationen und Präferenzen, die in unserer evolutionären Vergangenheit hochgradig adaptiv waren, in modernen Umwelten hochgradig maladaptiv. Ein eindringliches Beispiel hierfür ist unsere Präferenz für süße und fette Speisen (Fushan et al., 2009). In Jäger- und Sammlergesellschaften ist es funktional, wenn Menschen so viel Süßes und Fettessen essen, wie sie nur bekommen können. Solche Speisen enthalten nämlich viele Kalorien – und diese sind überlebenswichtig. In den westlichen Industrienationen hat sich die Situation jedoch deutlich verändert. Zum einen verbrauchen wir sehr viel weniger Kalorien als Menschen in Jäger- und Sammlergesellschaften. Zum anderen steht uns Süßes und Fettessen in beliebigen Mengen zur Verfügung. Die Folgen sind gravierend: In Deutschland sind mittlerweile mehr als 50 Prozent der Bevölkerung mindestens übergewichtig, rund 20 Prozent sind sogar adipös, also im medizinischen Sinne fettleibig (Robert-Koch-Institut, 2006).

So zeigt sich, dass uns der Wohlstand mit neuen Problemen konfrontiert, die unseren Urahnen fremd waren. In Abschnitt 2.6 wurde diskutiert, dass Menschen heute aus sehr viel mehr Alternativen auswählen können als früher und warum dies ihre Lebenszufriedenheit oftmals eher senkt als steigert. Dieses Problem wird dadurch verstärkt, dass uns der Wohlstand mit Alternativen konfrontiert, die langfristig schädlich für uns sind – und denen wir trotzdem kaum widerstehen können. Warum sollte zunehmender Wohlstand uns glücklicher machen, wenn er dafür sorgt, dass wir paralyisiert unsere Zeit in endlosen, unsinnigen Entscheidungsprozessen verschwenden, uns im Internet stundenlang die Bilder nackter Frauen anschauen und dabei immer fatter werden?

2.8 Von Katastrophe zu Katastrophe: „Bad news are good news“

Durch die modernen Massenmedien können Menschen sich ständig über die wichtigsten Ereignisse auf diesem Planeten informieren. Die hierbei angebotenen Nachrichten geben jedoch ein verzerrtes Bild der Realität wieder: Über negative Ereignisse wird sehr viel intensiver berichtet als über positive. Ein Beispiel: Sehr häufig sind in den Massenmedien Verkehrsunfälle mit schweren Folgen präsent. Im Jahr 2010 starben laut Statistischem Bundesamt (2011a; 2011b) 3.657 Menschen im Verkehr, also rund zehn Menschen pro Tag. Im Jahr 1970 lag diese Zahl jedoch noch bei 21.332 Toten und war somit fast sechsmal so hoch.

Sehr häufig werden in den Medien auch drohende Katastrophen aufgegriffen, die im Begriff sind, die halbe Menschheit hinwegzuraffen. Einige Beispiele aus den letzten Jahrzehnten (ohne Anspruch auf Vollständigkeit): HIV, Amalgam in Zahnfüllungen, Ebola, Rinderwahn, SARS, Vogelgrippe, Schweinegrippe, Elektrosmog, Feinstaub. Der Warnung vor diesen Katastrophen wird in den Medien breiter Raum gegeben, eine Entwarnung findet hingegen nicht statt.

Zusammengefasst vermitteln die Medien den Menschen also permanent ein Gefühl von Gefahr und Bedrohung. Ständig scheint eine weitere Katastrophe vor der Tür zu stehen. Diese Art der Berichterstattung hat ihre Ursache jedoch in einem simplen Marktmechanismus. Es wird berichtet, was sich verkaufen lässt. Da schlechte Nachrichten dem Empfänger am meisten Aufmerksamkeit abringen, werden bevorzugt schlechte Nachrichten verbreitet. Warum schenken wir schlechten Nachrichten so viel Aufmerksamkeit?

Zum einen ist es wichtiger, eine schlechte Nachricht zu verfolgen als eine gute. Während gute Nachrichten nur die Information transportieren, dass alles in Ordnung ist, informieren schlechte Nachrichten über einen Missstand. Eine schlechte Nachricht beinhaltet somit zusätzlich wichtige Informationen darüber, wie das gegenwärtige Problem überwunden und ein wiederholtes Auftreten des Problems vermieden werden kann. Somit ist es sehr adaptiv, zunächst den schlechten Nachrichten Aufmerksamkeit zu widmen.

Des Weiteren sind wir angepasst an eine Welt, in der Nachrichten nur aus unserem unmittelbaren Umfeld kamen. Erreichte uns in unserer Existenz als Jäger und Sammler die Nachricht von einer Gefahr, beispielsweise einem gefährlichen Tier in der Gegend oder einem Fluss, der Hochwasser führte, so war die Gefahr unmittelbar. Dieser Bedrohung nicht die nötige Aufmerksamkeit zu schenken, war lebensgefährlich.

Wir reagieren auf schlechte Nachrichten mit Angst und Besorgnis, manchmal auch mit Mitleid. Auch dies ist sehr funktional, da diese Emotionen in uns die Kräfte freisetzen, um ein Problem zu bewältigen oder einer Gefahrensituation zu entkommen. Emotionen lenken unsere Aufmerksamkeit und lösen motivationale Probleme, sich um etwas zu kümmern, das bedrohlich ist und sich nicht von selbst erledigt.

Somit war es in unserer Vorzeit sehr angepasst, eine schlechte Nachricht mit erhöhter Aufmerksamkeit zu bedenken und Angst und Besorgnis zu entwickeln,

da erstens eine unmittelbare Bedrohung vorliegen konnte und zweitens schlechte Nachrichten informativer sind als gute Nachrichten. Das Problem in unserer gegenwärtigen Welt ist nun, dass uns plötzlich eine Flut von schlechten Nachrichten überwältigt, die für uns keinerlei Relevanz haben. Wir widmen auch einem Busunglück in Japan viel Aufmerksamkeit oder einem Amoklauf in den USA, obwohl weder eine unmittelbare Bedrohung für uns vorliegt noch die Nachricht einen informativen Wert über notwendige Veränderungen unserer Umwelt enthält.

Wir sind also ständig in Sorge und sehr wachsam, da wir uns in einer Umwelt voller Bedrohungen und Gefahren wähen. Diese Umwelt wurde hauptsächlich von Medienmärkten erzeugt, welche unsere erhöhte Nachfrage nach schlechten Nachrichten befriedigen. Wir reagieren auf schlechte Nachrichten evolutionär angepasst mit Emotionen, die uns motivieren, die Ursache der schlechten Nachrichten zu beseitigen. Da diese Nachrichten in den meisten Fällen weder eine akute Bedrohung für uns darstellen noch die Ursache von uns beeinflusst werden kann, bleiben wir zurück in einer Fantasiewelt voller Sorge und Angst.

Fazit

Die Lebensumstände der Menschen in der entwickelten Welt haben sich in den vergangenen Jahrzehnten in vielerlei Hinsicht verbessert. Doch obwohl wir wohlhabender, langlebiger und gesünder geworden sind, obwohl unsere unmittelbare Umwelt in besserem Zustand ist und obwohl der technische Fortschritt uns mit zahlreichen Errungenschaften der Technik bedacht hat, sind wir gar nicht oder kaum glücklicher geworden.

Dies mag daran liegen, dass die Evolution uns nicht dazu geschaffen hat, um dauerhaft glücklich zu sein. Unsere Emotionen haben die Funktion, uns zu kontrollieren und zu motivieren. Dabei dient das Erleben von Glück als Anreiz, um unsere Lebensumstände



chester/Fotolia

zu verbessern. Damit wir für Glück sensibel bleiben, gewöhnen wir uns an alle positiven Entwicklungen im Leben schnell. Die einzige Quelle dauerhaften Wohlfühls – der soziale Vergleich mit unseren Mitmenschen – ist nicht beliebig vermehrbar, da wir dieses Glück aus Positionsgütern beziehen. Ein Beispiel dafür ist das gute Gefühl, zu den 10 Prozent der Gesellschaft mit dem höchsten sozialen Status zu gehören.

Zu alledem haben wir uns selbst eine Umwelt geschaffen, die uns vor Probleme stellt und die zu lösen unsere evolvierte Konstitution kaum in der Lage ist. Die fortschreitende Globalisierung dehnt die Gruppe von Menschen ständig aus, mit denen wir uns messen. Dies verringert die Chance, im sozialen Vergleich gut abzuschneiden, obwohl wir häufig die relevante Vergleichsgruppe gar nicht mehr identifizieren können. Die Massenmedien gaukeln uns die Omnipräsenz einer Superelite von Menschen vor, gegen die jeder Vergleich von vornherein verloren ist, und überhäufen uns zudem tagtäglich mit irrelevanten und schlechten Nachrichten, die wir nicht filtern können.

Unsere moderne Wohlstandsgesellschaft füllt unseren Alltag mit komplexen Entscheidungsprozessen. Außerdem konfrontiert sie uns ständig mit schädlichen Versuchungen, denen zu widerstehen unsere Psyche überfordert, weil ehemals hochgradig funktionale und das Überleben sichernde Präferenzen plötzlich unangemessen und hinderlich sind. Manche sind sogar schädlich und wir geben uns kurzfristigen Genüssen hin, während wir die langfristigen Nachteile verdrängen. Schließlich ist auch noch unsere Wahrnehmung der Welt verzerrt, sodass wir den Fortschritt als zu gering wahrnehmen und die Vergangenheit nostalgisch verklären.

All dies könnte einen fatalistisch stimmen: Der Mensch ist nicht dazu geboren, um glücklich zu sein. Möglicherweise hat aber bereits diese Einsicht eine emanzipatorische Funktion. Wenn wir erkennen, dass dauerhaftes Glück kaum möglich ist, sind wir mit unserem Leben vielleicht ein wenig zufriedener.

Literatur

Ainslie, George / **Herrnstein**, Richard J., 1981, Preference reversal and delayed reinforcement, in: *Animal Learning & Behavior*, Vol. 9, No. 4, S. 476–482

Althammer, Jörg / **Böhmer**, Michael / **Frey**, Dieter / **Hradil**, Stefan / **Nothelle-Wildfeuer**, Ursula / **Ott**, Notburga / **Seyda**, Susanne / **Schoor**, Berta van, 2011, Wie viel Familie verträgt die moderne Gesellschaft?, Roman Herzog Institut, München

Ariely, Dan, 2009, *Predictably Irrational. The Hidden Forces That Shape Our Decisions*, London

Brickman, Philip / **Campbell**, Donald T., 1971, Hedonic Relativism and Planning the Good Society, in: Apley, Mortimer H. (Hrsg.), *Adaptation Level Theory. A Symposium*, New York, S. 287–302

Brickman, Philip / **Coates**, Dan / **Janoff-Bulman**, Ronnie, 1978, Lottery winners and accident victims. Is happiness relative?, in: *Journal of Personality and Social Psychology*, Vol. 36, No. 8, S. 917–927

Buss, David M., 2004, *Evolutionäre Psychologie*, München

Dalley, Simon E. / **Buunk**, Bram P. / **Umit**, Turul, 2009, Female body dissatisfaction after exposure to overweight and thin media images. The role of body mass index and neuroticism, in: *Personality and Individual Differences*, Vol. 47, No. 1, S. 47–51

D'Ambrosio, Conchita / **Frick**, Joachim R., 2007, Income satisfaction and relative deprivation. An empirical link, in: *Social Indicators Research*, Vol. 81, No. 3, S. 497–519

Darwin, Charles, 1859, *On the Origin of Species by Means of Natural Selection*, London

De Long, Bradford J., 2000, Estimating World GDP, One million B. C. – Present, URL: http://www.econ161.berkeley.edu/tceh/2000/world_gdp/estimating_world_gdp.html [Stand: 2009-08-22]

Dens, Nathalie / **De Pelsmacker**, Patrick / **Janssens**, Wim, 2009, Effects of scarcely dressed models in advertising on body esteem for belgian men and women, in: *Sex Roles. A Journal of Research*, Vol. 60, No. 5/6, S. 366–378

Deutsche Kommission zur Reinhaltung des Rheins, 2000, *Rheingütebericht 2000*, URL: <http://www.dk-rhein.de> [Stand: 2012-03-05]

Diener, Ed / **Fujita**, Frank, 1997, Social comparisons and subjective well-being, in: Buunk, Bram P. / Gibbons, Frederick X. (Hrsg.), *Health and coping: Perspectives from social comparison theory*, Hillsdale (New Jersey), S. 329–357

Dittmar, Helga / **Halliwell**, Emma / **Stirling**, Emma, 2009, Understanding the impact of thin media models on women's body-focused affect. The roles of thin-ideal internalization and weight-related self-discrepancy activation in experimental exposure effects, in: *Journal of Social and Clinical Psychology*, Vol. 28, No. 1, S. 43–72

Easterlin, Richard A., 1974, Does Economic Growth Improve the Human Lot? Some Empirical Evidence, in: David, Paul A. / Reder, Melwin W. (Hrsg.), *Nations and Households in Economic Growth. Essays in Honour of Moses Abramovitz*, New York, S. 89–125

Easterlin, Richard A., 1995, Will raising the incomes of all increase the happiness of all?, in: *Journal of Economic Behavior and Organization*, Vol. 27, S. 35–47

Easterlin, Richard A., 2001, Income and Happiness. Towards a Unified Theory, in: *Economic Journal*, Vol. 111, No. 473, S. 465–484

- Easterlin**, Richard A. / **Angelescu**, Laura, 2009, Happiness and Growth the World Over. Time Series Evidence on the Happiness-Income Paradox, IZA Discussion Paper, No. 4060, Bonn
- FAO** – Food and Agriculture Organization of the United Nations, 2010, The State of Food Insecurity in the World 2010, Rom
- Fetchenhauer**, Detlef, 2011, Psychologie, München
- Frey**, Bruno S. / **Stutzer**, Alois, 2010, Happiness. A new Approach in Economics, CESifo DICE Report, No. 4/2010, München
- Fukuyama**, Francis, 1992, The End of History and the Last Man, New York
- Fushan**, Alexey A. / **Simons**, Christopher T. / **Slack**, Jay P. / **Manichaikul**, Ani / **Drayna**, Dennis, 2009, Allelic polymorphism within the TAS1R3 promoter is associated with human taste sensitivity to sucrose, in: Current Biology, Vol. 19, No. 15, S. 1288–1293
- Gaulin**, Steven J. C. / **McBurney**, Donald H., 2004, Evolutionary Psychology, Jersey City
- Gilbert**, Daniel T. / **Pinel**, Elizabeth C. / **Wilson**, Timothy D. / **Blumberg**, Stephen J. / **Wheatley**, Thalia P., 1998, Immune neglect. A source of durability bias in affective forecasting, in: Journal of Personality and Social Psychology, Vol. 75, No. 3, S. 617–638
- Goethals**, George R., 1986, Social comparison theory. Psychology from the lost and found, in: Personality and Social Psychology Bulletin, Vol. 12, No. 3, S. 261–278
- Gutierrez**, Sara E. / **Kenrick**, Douglas T. / **Partch**, Jenifer J., 1999, Beauty, Dominance, and the Mating Game. Contrast Effects in Self-Assessment Reflect Gender Differences in Mate Selection, in: Personality and Social Psychology Bulletin, Vol. 25, No. 9, S. 1126–1134
- Hill**, Sarah E., 2007, Overestimation bias in mate competition, in: Evolution and Human Behavior, Vol. 28, No. 2, S. 118–123
- Hill**, Sarah E. / **Buss**, David M., 2008, Evolution and Subjective Well-Being, in: Eid, Michael / Larsen, Randy L. (Hrsg.), The Science of Subjective Well-Being, New York
- Hirsch**, Fred, 1976, Social Limits to Growth, Cambridge (Mass.)
- Huguet**, Pascal et al., 2009, Clarifying the role of social comparison in the Big-Fish-Little-Pond effect. An integrative study, in: Journal of Personality and Social Psychology, Vol. 97, No. 1, S. 156–170
- Iyengar**, Sheena S. / **Lepper**, Mark R., 2000, When choice is demotivating. Can one desire too much of a good thing?, in: Journal of Personality and Social Psychology, Vol. 79, No. 6, S. 995–1006
- Kahneman**, Daniel / **Krueger**, Alan B., 2006, Developments in the measurement of subjective well-being, in: Journal of Economic Perspectives, Vol. 20, No. 1, S. 3–24
- Karl**, Thomas R. / **Hassol**, Susan J. / **Miller**, Christopher D. / **Murray**, William L. (Hrsg.), 2006, Temperature trends in the lower atmosphere. Steps for understanding and reconciling differences. A Report by the Climate Change Science Program and the Subcommittee on Global Change Research, URL: <http://www.climatechange.gov/Library/sap/sap1-1/finalreport/default.htm> [Stand: 2012-03-06]
- Keeley**, Lawrence H., 1996, War Before Civilization. The Myth of the Peaceful Savage, New York
- Kenrick**, Douglas T. / **Gutierrez**, Sara E., 1989, Influence of Popular Erotica on Judgements of Strangers and Mates, in: Journal of Experimental Social Psychology, Vol. 25, No. 2, S. 159–167

- Kerr**, Richard A., 2006, No Doubt About It, The World Is Warming, in: *Science*, Vol. 312, No. 5775, S. 825
- Kraftfahrtbundesamt**, 2006, Bestand an Fahrzeugen zum 01.01. des Jahres, Statistische Mitteilungen des Kraftfahrt-Bundesamtes, Flensburg
- Kraftfahrtbundesamt**, 2011, Bestand an Fahrzeugen zum 01.01. des Jahres, Statistische Mitteilungen des Kraftfahrt-Bundesamtes, Flensburg
- Kusago**, Takayoshi, 2007, Rethinking of Economic Growth and Life Satisfaction in Post-WWII Japan. A Fresh Approach, in: *Social Indicators Research*, Vol. 81, No. 1, S. 79–102
- Layard**, Richard, 2005, *Happiness. Lessons from a new science*, New York
- Lucas**, Richard E. / **Schimmack**, Ulrich, 2009, Income and well-being: How big is the gap between the rich and the poor?, in: *Journal of Research in Personality*, Vol. 43, No. 1, S. 75–78
- Maddison**, Angus, 2006, *The World Economy. Development Centre Studies*, Paris
- Marcus**, Ullrich, 2006, Mündliche Aussage von Herrn Dr. Marcus, tätig am Robert-Koch-Institut, Abteilung Infektionsepidemiologie, Berlin
- Marmot**, Michael, 2004, *The Status Syndrome. How your social standing directly affects your health*, London
- Marx**, Karl, 1849, Lohnarbeit und Kapital – Fünf Aufsätze, in: *Neue Rheinische Zeitung (NRhZ)*, Nr. 264–267 und 269, 5.–8. und 11.4.1849
- Miller**, Geoffrey, 2000, *The Mating Mind. How Sexual Choice Shaped the Evolution of Human Nature*, New York
- Mueller**, Ulrich / **Mazur**, Allan, 1997, Facial dominance in *Homo sapiens* as honest signaling of male quality, in: *Behavioral Ecology*, Vol. 8, No. 5, S. 569–579
- Nielsen Company**, 2010, *Universen 2010 Deutschland. Handel, Verbraucher, Werbung*, New York
- Palomar Lever**, Joaquina, 2003, Poverty and Subjective Well-Being in Mexico, in: *Social Indicators Research*, Vol. 68, No. 1, S. 1–33
- Pinker**, Steven, 2011, *Gewalt. Eine neue Geschichte der Menschheit*, Frankfurt am Main
- Ren21**, 2010, *Renewables Global Status Report: 2009 Update*, Ren21 Secretariat, Paris
- Ridley**, Matt, 2011, *The Rational Optimist. How Prosperity Evolves*, New York
- Robert-Koch-Institut**, 2006, *Übergewicht und Adipositas. Häufigkeiten und Trends*, Berlin
- Robert-Koch-Institut**, 2010a, *Krebs in Deutschland 2005/2006, Gesundheitsberichterstattung des Bundes*, Berlin
- Robert-Koch-Institut**, 2010b, *Epidemiologisches Bulletin*, Nr. 46/2010, Berlin
- Robert-Koch-Institut**, 2011, *Daten und Fakten: Ergebnisse der Studie „Gesundheit in Deutschland aktuell 2009“*, Beiträge zur Gesundheitsberichterstattung des Bundes, Berlin
- Rozin**, Paul / **Fallon**, April E., 1987, A Perspective on Disgust, in: *Psychological Review*, Vol. 94, No. 1, S. 23–41
- Schulze**, Gerhard, 1992, *Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart*, Frankfurt am Main
- Schwartz**, Barry, 2004, *The Paradox of Choice. Why More Is Less*, New York

Seaton, Marjorie / Marsh, Herbert W. / Craven, Rhonda G., 2009, Earning its place as a pan-human theory. Universality of the Big-Fish-Little-Pond effect across 41 culturally and economically diverse countries, in: *Journal of Educational Psychology*, Vol. 101, No. 2, S. 403–419

Shorter, Louise / Brown, Stephen L. / Quinton, Stephanie J. / Hinton, Louise, 2008, Relationships between body-shape discrepancies with favored celebrities and disordered eating in young women, in: *Journal of Applied Social Psychology*, Vol. 38, No. 5, S. 1364–1377

Sohmen, Egon, 1976, Allokationstheorie und Wirtschaftspolitik, Tübingen

Statistisches Bundesamt, 1968, Gebäude- und Wohnungszählung, Wiesbaden

Statistisches Bundesamt, 2002, Mikrozensus-Zusatzerhebung, bezogen auf bewohnte Wohneinheiten, Wiesbaden

Statistisches Bundesamt, 2010, Umweltnutzung und Wirtschaft, Bericht zu den Umweltökonomischen Gesamtrechnungen 2010, Wiesbaden

Statistisches Bundesamt, 2011a, Deutsche Wirtschaft 2010: Rasanter Aufschwung nach der Krise, Pressemitteilung, Nr. 010, 12.1.2011, Wiesbaden

Statistisches Bundesamt, 2011b, Periodensterbetafeln für Deutschland. 1871/1881 bis 2007/2009, Wiesbaden

Tiggemann, Marika / Polivy, Janet / Hargreaves, Duane, 2009, The processing of thin ideals in fashion magazines. A source of social comparison or fantasy?, in: *Journal of Social and Clinical Psychology*, Vol. 28, No. 1, S. 73–93

UN Population Division, 2009, World Population Prospects: The 2008 Revision. Highlights, New York

UN Population Division, 2011, World Population Prospects: The 2010 Revision (Preliminary Results), New York

Veenhoven, Ruut / Hagerty, Michael, 2006, Rising Happiness in Nations 1946–2004: A Reply to Easterlin, in: *Social Indicators Research*, Vol. 79, No. 3, S. 421–436

Veenhoven, Ruut / Kalmijn, Wim, 2005, Inequality-adjusted happiness in nations. Egalitarianism and utilitarianism married together in a new index of societal performance, in: *Journal of Happiness Studies*, Vol. 6, No. 4, S. 421–455

Vinnikov, Konstantin Y. / Grody, Norman C., 2003, Global Warming Trend of Mean Tropospheric Temperature Observed by Satellites, in: *Science*, Vol. 302, No. 5643, S. 269–272

Want, Stephen C. / Vickers, Kristin / Amos, Jennifer, 2009, The influence of television programs on appearance satisfaction. Making and mitigating social comparisons to „friends“, in: *Sex Roles. A Journal of Research*, Vol. 60, No. 9/10, S. 642–655

Weizsäcker, Carl F. von, 1979, Wege in der Gefahr. Eine Studie über Wirtschaft, Gesellschaft und Kriegsverhütung, München

WHO, 2009, World Health Statistics 2009, Genf

WHO, 2010, World Health Statistics 2010, Genf

Wilson, Timothy D. / Gilbert, Daniel T., 2005, Affective Forecasting. Knowing What to Want, in: *Current Directions in Psychological Science*, Vol. 14, No. 3, S. 131–134

Wood, Joanne V. / Michela, John L. / Giordano, Caterina, 2000, Downward comparison in everyday life. Reconciling self-enhancement models with the mood-cognition priming model, in: *Journal of Personality and Social Psychology*, Vol. 79, No. 4, S. 563–579

Die Autoren

Prof. (Vertr.) Dr. **Dominik H. Enste**, geboren 1967 in Arnshagen, ist Leiter des Kompetenzfelds Institutionenökonomik und Projektleiter im Institut der deutschen Wirtschaft Köln, Vertretungsprofessor für Business Ethics und Behavioral Economics an der Fachhochschule Köln sowie Dozent an der Universität zu Köln. Zu seinen Forschungsfeldern gehören die Wirtschafts- und Unternehmensethik sowie die Institutionen- und Verhaltensökonomik.

Prof. Dr. **Detlef Fetchenhauer**, geboren 1965 in Aachen, ist Professor für Wirtschafts- und Sozialpsychologie an der Universität zu Köln und Direktor des Instituts für Wirtschafts- und Sozialpsychologie. Seine Forschungsschwerpunkte sind die Evolutionspsychologie sowie die Determinanten prosozialen und antisozialen Verhaltens. Er beschäftigt sich im Kontext einer Psychologie des Wohlfahrtsstaates zudem mit der Frage, wie ökonomische Laien die Wirtschaft sehen.

© 2012 ROMAN HERZOG INSTITUT e.V.
ISSN 1863-3978 / ISBN 978-3-941036-27-7
Herausgeber:
ROMAN HERZOG INSTITUT e.V.

Kontakt:
Dr. Neşe Sevsay-Tegethoff
ROMAN HERZOG INSTITUT e.V.
Max-Joseph-Straße 5
80333 München
Telefon 089 551 78-555
Telefax 089 551 78-755
sevsay-tegethoff@romanherzoginstitut.de
www.romanherzoginstitut.de

Titelfoto und Foto Seite 2: ROMAN HERZOG INSTITUT e.V.
Produktion: Institut der deutschen Wirtschaft Köln Medien GmbH, Köln · Berlin

Die Studie ist beim Herausgeber kostenlos erhältlich und kann unter www.romanherzoginstitut.de bestellt werden.

ISBN 978-3-941036-27-7

www.romanherzoginstitut.de